

Venedig des Nordens

Ein wenig zu Unrecht trägt Stockholm diesen Namen, denn über ein paar Neugierlichkeiten hinaus kommt die Ähnlichkeit mit der großen Lagunenstadt des Südens nicht. Es ist nicht nur der Unterschied des Klimas, der Unterschied der Menschenrasse, der Unterschied der Lebensbedingungen, der eine tiefere Verwandtschaft der beiden Städte ausschließt, es ist vor allem ein Unterschied der Temperamente, ein Unterschied der Stimmung, ein Unterschied der Atmosphäre.

Unsere getrübbelten Mitteleuropäer-Nerven erschüttert zunächst einmal ein großer, ganz überwältigender Eindruck: die geradezu dramatische Ruhe, die Stockholm ausstrahlt. Es gibt kein Autohupen, kein Klingeln der elektrischen Straßenbahn, keine Zeitungsausrufer, keine Hofmusikanten, keine Fabrik sirenen, kein Hundegewell. Der Verkehr ist dicht und doch lautlos. Wenn du an den Passagen zwischen den zwei vorgezeichneten Linien die Straße überquerst, so richtet sich der Verkehr nach dir, bleibt alles stehen und wartet, bis du am anderen Ende bist. Die Technik unterordnet sich dem Menschen und es geht ohne jeden Lärm, ohne Paniken und Schimpfen. Man sagt es im Anfang gar nicht, daß jemand da ist, der dir zuruft: „Bitte, weitergeben!“ oder noch liebenswürdiger: „Bupp! di“, notiger Bimpf!“ Es fehlt einem direkt und man fühlt sich förmlich beschämt, daß keiner da ist, der einen zurechtweise und abfanzelt, weil man das und jenes falsch gemacht hat. Doch nach ein paar Tagen merkt man, daß der Abländler und Zurechtweiser nun in dir selber wohnt und daß du das kostbare Gut der Selbstdisziplin erworben hast. Wer sich selbst kommandiert, braucht kein Kommando mehr von außen, wer sich selbst führt, braucht keinen Führer — und das eine schließt das andere aus.

Freilich, die Dinge haben auch ihre Reversoiten: es geht weniger vor in Raum und Zeit, wenn man so lebt wie in Stockholm. Man muß viel Ruhe und viel Nerveneruhe haben, um mit dem Ebenmaß dieses Lebensstempels fertig zu werden. Ein Mittagessen im Restaurant, auch wenn es nur aus drei Gängen besteht, dauert unter eineinhalb Stunden, und wenn du einen Tee bestellst, muß du 30 Minuten warten. Als wir einmal einen Kellner fragten, warum denn das alles so schrecklich viel Zeit erfordere, antwortete er mit weisem Lächeln ein einziges Wort: „Schweden!“ Ja, das ist so: die Schweden haben Zeit, sie sind ein friedfertiges Volk, relativ fern weitestens den ärgsten Aufregungen der Epoche, nicht gehegt von den Fiebern unserer Regionen, ein Volk des Maßes.

Ein Volk der Mühe, auch im Seelischen. Stockholm unterscheidet sich von Venedig vor allem dadurch, daß es von sich kein Aufhebens macht, keine Reklame, kein Marktgeschrei. Wer kommen will, seine schone, stille Schönheit zu sehen, muß von selbst kommen, ohne Lockung, ohne Werbung, ohne Zwang. Es ist erstaunlich, wie wenig Mühe sich diese wunderbare Fremdenstadt um die Gewinnung der Fremden macht. Kellner und Hotelpersonal sprechen nur selten eine andere Sprache als ihre Mutter-

sprache, die Theater sind gerade während der Sommermonate geschlossen und die Geschäfte halten auch nicht lange offen. Stockholm wirkt nicht um Günst, aber es erhält sie. Und widersteht dann nicht, sondern gibt sich ganz. Gibt sich mit all der Mühe seines Herzens, die ebenso Erbgut des Nordens, wie Erbgut seiner jenseitigen Ausgeglichenseit ist.

Uns Mitteleuropäern ist nicht nur die persönliche Sicherheit zum Problem geworden, nicht nur das Stückchen Brot und die paar kleinen Annehmlichkeiten, die dieses von tausend Gefahren bedrohte und von aber tausend obrigkeitlichen Normen eingezwängte Dasein noch zu bieten hat, sondern der ganze Sinn und Anstich dieses Lebens überhaupt. Die Unrast unseres Lebens wird noch verschärft durch das, was wir darüber spekulieren. Der Schwede führt ein anderes Leben. Ihm liegt die Unrast fern, ihm liegt die Sorge um das Heute und um das Morgen viel, viel ferner als uns, ihm bedrohen nicht die Ängste der persönlichen Sicherheit, der wirtschaftlichen Wohlfahrt oder wenigstens bei weitem nicht in dem gleichen Maße wie uns. Er braucht darum auch nicht so zu hasten wie wir, er wird nicht zu spät kommen, er kann sein Lebenstempo viel gemächlicher regulieren und seine Seele bedrängen nicht die Phantasien und Abenteuer und Spekulationen, die die unsere von Sensation zu Sensation hegen. Da er in der Freiheit wohnt, kennt er keine Sehnsucht. Seine Eisenbahnen dritter Klasse sind so ausgerüstet wie bei uns die erste Klasse, seine Wohnungshygiene für unsere Begriffe ein Paradies, in Stockholm gibt es fast überhaupt keine Bettler, im Tennis-

stadion gibt es keine Balljungen, weil die Prospektarierhufen viel bessere und würdigere Verdienstmöglichkeiten haben, die Kinos sind sauber und billig, die Theater auf höchstem Niveau, die Volksbildung auf ebenso hohem Standard, Alkoholverzehr ist sozusagen etwas Unbekanntes — und alles das in einer Atmosphäre lauer Glückseligkeit, die um sich selbst nicht weif.

Sind die Skandinavier glücklicher als wir? Hoch im Norden, in Tromsø, soll es überhaupt keine Armut geben. Die Menschen haben dort, was ihr Vergehr: wenig Arbeit, viel Ruhe. In ihrer Freizeit sitzen sie vor ihren Häuten und blinzeln in die Luft — einsam, allein, bedürfnislos. Mehr gewährt ihnen das rauhe Klima, mehr gewährt ihnen ihre der Kargheit angepasste Seele nicht. Etwas von dieser Bedürfnislosigkeit und Schwunglosigkeit seines noch nördlicheren Landsmannes wohnt auch in der Brust des Stockholmers. Er hat relativ im Ueberfluß, was die Güter der Zivilisation sind. Aber Wohlbehagen und Sicherheit haben ihn unproblematisch gemacht und die Nähe des Polargebietes hat seiner Seele den Gluthauch gekühlt. Unserer ist „interessant“, aber unglücklich, der Schwede ist glücklicher als wir, aber „uninteressant“. Man hat die Wahl, was vorzuziehen ist. Hundert Jahre nach uns werden uns unsere Nachfahren beneiden, in welchem spannenden Zeitalter wir doch gelebt haben und wie aufregend schön es damals gewesen sein muß. Wir Deutschen aber würden offenbar vorziehen, lieber hundert Jahre später zu leben, und wenn schon heute, so doch lieber bei den — uninteressanten Schweden . . .

Dr. J. Hannal.

Zeitungs-papier — wertvoller als Seide

Eine der sensationellsten Wirtschaftsmeldungen der letzten Tage ist ein Bericht über die internationale Zellstoffproduktion, in dem unter anderem auf die Schwierigkeiten hingewiesen wird, die sich einer wenn auch nur geringfügigen Erhöhung der Velterzeugung an Zeitungspapier entgegenstellen würden. Es mangelt nämlich an Zellstoff, dem so wichtigen Rohmaterial, und dieser Mangel ist einerseits auf den scharf ansteigenden Zellstoffbedarf der im Dienst der Rüstungsindustrie stehenden Bünd- und Sprengmittelfabrikation, und andererseits auf die zunehmende Verknappung der Weltvorräte an Holz zurückzuführen. Bekanntlich wurden bereits vor einiger Zeit sowohl in Deutschland wie auch in Italien Bestimmungen bezüglich Einschränkung des Umfangs der Zeitungen erlassen, und nun kommt aus Japan die Nachricht, daß ein dortiges großes Blatt statt wie bisher auf Notationspapier, ab nun auf — Seide gedruckt werden wird. Zeitungspapier ist also gewissermaßen wertvoller geworden als Seide — zumindest im „Land der aufgehenden Sonne“. Ein Schulbeispiel für die teils unglücklichen, teils ganz absurden Auswirkungen von Krieg und Rüstungsieber.

Spricht man vom Zellstoffbedarf der Zeitungspapierindustrie, ist es jedoch notwendig,

auch einen Blick auf die Produktionsziffern dieses Wirtschaftszweiges zu werfen, handelt es sich doch um Zahlen, von deren Höhe der Nichteingeweihte kaum sich einen Begriff zu machen in der Lage ist:

Wie erst kürzlich bekanntgegeben wurde, belief sich die Velterzeugung an Zeitungspapier im abgelaufenen Jahr auf nicht weniger als 8,2 Milliarden Kilogramm! Diese gigantische Zahl besagt, daß sie in sich fast eine Million Kilogramm Zeitungspapier durch die Notationsmaschinen der Welt läuft; da diese Notationsmaschinen täglich rund dreieinhalb Milliarden Zeitungen liefern, und daß eine solche „Tagestation“, zu einem meterbreiten Streifen zusammengesetzt, ein Band ergeben würde, lang genug, um unsere Erdkugel zwölfmal umspannen zu können! — Diese Ziffern veranschaulichen einigermaßen, welche gewaltige Papiermengen die Zeitungen der Welt konsumieren. Darüber hinaus vermitteln sie aber auch eine beiläufige Vorstellung einerseits von der ungeheuren und vielfältigen Arbeit, die mit dem Begriff „Presse“ verbunden ist, und andererseits von der hervorragenden Bedeutung, die ihr, der Presse, als Kulturfaktor (!) sowie — im Rahmen des Wirtschaftslebens — unterer Zeit — als Brot- und Arbeitgeber eines schier unabsehbaren Heeres geistiger und manueller Arbeiter zukommt.

et. ma. |

Persische Feueranbeter

MZP Teheran, Anfang Jänner.

Während die Augen der ganzen Welt auf China gerichtet sind, ist im viel näheren Persien ein Krieg ausgelämpft worden, dessen Ursachen und Kampfformen in ihrer wilden, unwirklichen Romantik gleichzeitig an die Zeit der Sarazenen und diejenige der spanischen Inquisition und der französischen Bartholomäusnacht erinnern. 3000 persische Mazdeisten, letzte Anbeter des alten persischen Feuer- und Sonnengottes Ormuzd, haben es vorgezogen, sich lieber verbrennen zu lassen, als ihren ein Jahrtausend hindurch mit Feuer und Schwert verfolgten Glauben durch Annahme eines Schutzgesetzes, das wie ein Gegenstück des Ediktes von Nantes anmutet, der Lebensformen des im Eiltempo sich europäisierenden neuen Iran anzupassen.

Die Tempelfestung der Mazdeisten

Zwischen Kirmandschah und der kleinen Stadt Hamadan, in der die Gelehrten die alte medische Hauptstadt Ebatana zu erkennen glauben, führt ein schmaler Gebirgspfad zu einem fast unzugänglichen, wildzerklüfteten Hochplateau hinauf, auf dem sich eine Anzahl uralter, mit medischen, persischen und griechischen Inschriften bedeckte Tempelruinen befinden. Von diesem Hochplateau aus unternahm im Jahre 329 v. Chr. Alexander der Große seinen berühmten Zug nach Indien, und 22 Jahrhunderte später, am 8. März 1917, vereinigten sich hier die Truppen des russischen Generals Baratoff mit der englischen Persien-Armee des Generals Maude, um gemeinsam die Türken aus Persisch-Iserbeidschan zu vertreiben.

Ein enger Fußpfad führt von diesem Hochplateau zwischen zwei hohen Felsenmauern hindurch in ein versteckt liegendes Tal, in dem bis vor wenigen Tagen der letzte in Persien erhaltene Tempel des Gottes Ormuzd stand. In dieser Tempelfestung hielten die persischen Mazdeisten, von der Regierung und den Gläubigen des Islam gehetzt und verfolgt, ihre geheimen Gottesdienste ab. Seit die Araber im 8. Jahrhundert das alte Sassanidenreich zerstört hatten, war ihre Religion verboten. Der größte Teil von ihnen hatte die Heimat verlassen, um nach jahrzehntelangen Irrfahrten durch halb Asien nach Indien zu wandern und dort die Gemeinschaft der „Parzen“ zu gründen. Ein anderer Teil wurde von den Moslems ausgerottet, wieder andere bekehrten sich zum Glauben Mohammeds, und der Rest zog sich in das unzugängliche Felsental bei Hamadan zurück, um hier inmitten einer mohammedanischen Umwelt dem uralten Glauben der Zende-Awesten treu zu bleiben. Diese letzten Mazdeisten waren so orthodox, daß sie sogar die „modernisierten“ indischen Parzen als Ketzer betrachteten und jede Gemeinschaft mit ihnen zurückwiesen.

Das Toleranz-Edikt Reza Schahs

Im vergangenen Sommer erließ der tatkraftigste, auf die kulturelle Erneuerung seines Reiches bedachte Herrscher Irans, Reza Schah Dablabi, eine besondere Verfügung, in der er bekanntgab, daß die im modernen Iran garantierte gesetzliche Gleichberechtigung aller Religionen auch die Feueranbeter einschließen; sie hätten also keinerlei Verfolgungen mehr zu befürchten, ständen künftig gleichberechtigt neben ihren mohammedanischen Volksgenossen und hätten wie diese die Möglichkeit, Stellen im iranischen Staatsdienst zu übernehmen.

Zum großen Erstaunen der Regierung wiesen die Mazdeisten dies Gesetz jedoch mit Entrüstung zurück. Sie waren seit Jahrhunderten so sehr daran gewöhnt, ihre Gottesdienste insgeheim unter ständiger Verfolgungsgefahr abzuhalten, daß sie den Erlaß des Schahs fast als Beleidigung empfanden. Außerdem verkündete ihnen eine uralte, aus der Sassaniden-Zeit herrührende Prophezeiung, das Ende ihrer Verfolgung werde gleichzeitig das Ende ihres Glaubens sein. Sie veranstalteten also weiter ihre geheimen Gottesdienste in der uralten Tempelfestung bei Hamadan.

Die Weissagung geht in Erfüllung

Wahrscheinlich würden sich die iranischen Behörden trotzdem achselzuckend mit dem Eigensinn der kaum 3000 Mazdeisten abgefunden haben, wenn nicht Mitte Dezember eine Gruppe indischer Parzen, die eine Reise durch Iran unternahm, auf die unglückliche Idee gekommen wäre, dem alten Heiligtum von Ebatana einen Besuch abzustatten. Die Mazdeisten gerieten durch diese Absicht in maßlose Erbitterung, sie empfingen die „Ketzer“ mit Steinen und Gewehrschüssen, es gab einige Tote und mehrere Dutzend Schwerverletzte, die Parzen beschwerten sich auf dem Wege über den englischen Gesandten bei der iranischen Regierung, und die Behörden muhten wohl oder übel gegen die Mazdeisten vorgehen.

Der Gouverneur der Provinz Kerman

sandte eine Truppe von 500 Gendarmen nach Hamadan, um den Tempel bis zur Reorganisation der Mazdeistengemeinschaft im Sinne der neuen Gesetze zu besetzen. Die Feueranbeter hatten jedoch rechtzeitig von dieser Aktion erfahren und ihre Vorkehrungsmaßnahmen getroffen. Als die Gendarmen langsam im Gänsemarsch den gefährlichen Felsenpfad entlang kletterten, wurden sie von heftigem Gewehrfeuer empfangen, erlitten erhebliche Verluste und mußten sich nach mehrstündigem Gefecht ergebnislos zurückziehen.

Vier Tage später kamen sie wieder, diesmal jedoch mit Maschinengewehren und Handgranaten. Ihr Kommandeur trat vor und verlas den Feueranbetern einen Erlaß des Gouverneurs, der ihnen Straflosigkeit zusicherte, sofern sie sich ergeben und ihre Waffen abliefern würden. Im nächsten Augenblick streckte ihn eine Kugel zu Boden. Die Gendarmen eröffneten nun ihrerseits das Maschinengewehrfeuer und gingen dann, mit abzugsbereiten Granaten in den Händen, zum Sturmangriff vor.

Noch bevor sie den Tempel erreicht hatten, schlug ihnen jedoch eine gewaltige Rauch- und Feuerwolke entgegen. Die Mazdeisten hatten ihr Heiligtum in Brand gesteckt und erwarteten unter Abfingen ihrer uralten Litaneien den Flammentod.

Die Löscharbeiten der Gendarmen blieben ohne Erfolg. Der Tempel brannte bis auf die Grundmauern nieder. Von den in ihm verschanzten 3000 Mazdeisten fanden Hunderte den Flammentod. Die Prophezeiung der Sassaniden war in Erfüllung gegangen. MZP

Revue in Zahlen

Die Schlußbilanz der Pariser Weltausstellung — 800.000 Logiegäste, sechs gekrönte Häupter und 500 Kongresse

Paris. Nachdem der endgültige Beschluß gefaßt worden ist, die Pariser Weltausstellung nicht mehr zu eröffnen, hat das Werk der Demolierung bereits begonnen. Gleichzeitig aber erfährt man Riffen der Schlußbilanz dieses atavistischen Unternehmens.

Als die Pariser ihre Weltausstellung wachsen sahen, erinnerten sie sich mit etwas mitteilbarem Lächeln an deren Vorgängerin, die Weltausstellung von 1900. Heute stellt sich erstaunlicherweise heraus, daß unsere Zeit der Reifezahlen diesmal nicht mit der Vergangenheit konkurrieren kann. Die Pariser Weltausstellung von 1900, die 212 Tage geöffnet war, sah 45 Millionen Besucher — mehr als die Einwohnerzahl ganz Frankreichs; allerdings waren unter ihnen 23 Prozent nichtzahlende Ausstellungsgäste. Täglich passierten 340.000 Besucher die Tore. Die Pariser Kolonialausstellung 1931, die 193 Tage geöffnet war, sah 33,5 Millionen Besucher, darunter 15 Prozent „Freifahrer“.

Die „Expo“ 1937 brachte es nur auf 30,5 Millionen zahlende Besucher und 2,5 Millionen nichtzahlende, das heißt Angestellte, Ehrengäste und Journalisten; insgesamt waren 20.000 Pressearten ausgegeben worden. Mit ihren 33 Millionen Besuchern bleibt die „Expo“ also immer noch hinter der Kolonialausstellung zurück, ganz zu schweigen von der Ausstellung von 1900.

Die Summe der Einnahmen steht noch nicht genau fest; sie dürfte sich um 150 Millionen Francs als Erlös der Eintrittskarten bewegen. Der beste Tag war Sonntag, den 26. September mit einem Erlös von 2.160.000 Francs. Aber — die Ausgaben! Allein 1200

eigene Polizei-, Arzt-, Feuerwehr-, Kontroll-, Zoll- und Steuerwachen arbeiteten in der Ausstellung und diese Armee von Beamten kostete täglich 160.000 Francs. In diesen Zahlen sind die 2000 Bewachungsbeamten der Pavillons noch nicht inbegriffen, ebenso wenig die von der Privatindustrie bestellten besonderen Wächter der Ausstellungsgebäude. Auch das Geldeinnehmen kostet Geld — die Kassierer an den Eingängen erhielten in den sechs Ausstellungsmonaten etwa vier Millionen Francs an Gehältern.

Das beste Geschäft hat natürlich Paris selbst gemacht. 800.000 Fremde kamen aus allen Ländern und gaben eine gar nicht abzuschätzende Menge Geld aus. Es ist interessant, wie sich die Logierbesuche während der Ausstellungsdauer auf die einzelnen Nationen verteilen:

120.000 Engländer — 80.000 Deutsche — 60.000 Nordamerikaner — 35.000 Holländer — 27.000 Italiener — 22.000 Tschechoslowaken — 70.000 Belgier — 38.000 Schweizer — 20.000 Skandinavier — 19.000 Polen — 17.000 Spanier — 3000 Russen — 2500 Japaner — 1800 Chinesen usw.

Sechs gekrönte Häupter erschienen auf der Weltausstellung: der belgische König, der rumänische König, der bulgarische König, der ägyptische König, der griechische König und die Großherzogin von Luxemburg. Diese hohen Besuche haben natürlich auch eine Menge Geld gekostet. Zu den Ausgaben, die sich nach der Demolierung der Ausstellung nicht mehr bezahlt machen, kommen aber auch Verschönerungsarbeiten, die an Museen, Präden, Parks, Gärten vorgenommen wurden, und natürlich auch der Neubau der Trocadero; diese „bleibenden Werte“

kosteten 418 Millionen Francs. Für die Aufbauarbeiten der „Expo“ hatten sowohl der französische Staat wie die ausländischen Aussteller je eine Milliarde Francs ausgeben müssen. 88.500 Angestellte erwarben sich auf der Ausstellung ein halbes Jahr lang ihr Brot; 30 Millionen Francs wurden an 1300 Künstler gezahlt.

Und nun die Gesamtsumme, die von der „Expo“ verschlungen wurde. Man hat phantastische Ziffern genannt, aber auch die offizielle, die von der Finanzdirektion angegeben ist, ist schon hoch genug: eine Milliarde 450 Millionen Francs. Wie dieses ungeheure Defizit wieder bereingebrahrt werden kann, muß der Kunst der Sachverständigen überlassen bleiben. Vielleicht verfallen sie auf die gleiche Idee wie ihre Kollegen, die seinerzeit das Defizit der Weltausstellung von Barcelona zu „bearbeiten“ hatten: die Stadt Barcelona wurde dazu verurteilt, jedem dort aufgelieferten Brief eine Sonderausstellungs-Defizit-Deckungsmarke in Höhe von 10 Centimos aufzukleben, „zunächst“ einmal zwanzig Jahre lang . . .

Uebrigens gehört in diese Zahlenreihe noch eine Ziffer, die in ihrer Art ebenfalls etwas Erstaunliches an sich hat: während der Dauer der „Expo“ wurden im Zusammenhang mit der Ausstellung nicht weniger als fünfhundert Kongresse abgehalten, Kongresse aller erdenklichen Arten; auf diesem Gebiet schloßen die Amerikaner wiederum einen Rekord: 22 amerikanische Nationen veranstalteten ihre Sonderkongresse in der Ausstellungszeit.

Den billiasten Rekord — und den einträglichsten — stellte aber der Wettergott auf: er bedachte die „Expo“ mit dem schönsten Wetter, das in Paris seit dreißig Jahren geherrscht hat.

E I a.

Wie die „Station Nordpol“ aufgelöst werden soll

Moskau. (M.P.) Professor Schmidt ist von den „Novekija“ über die Maßnahmen interviewt worden, die zur Auflösung der „Station Nordpol“ und zur Rückkehr der Polarforscher ergriffen werden sollen. Professor Schmidt hat zuerst erklärt, daß Papanin und seine Gefährten sich nach wie vor weigern, bereits jetzt die Station zu verlassen. Sie wollen, wenn irgend möglich, tatsächlich ein volles Jahr auf ihrem Eisberg bleiben, aber höchstwahrscheinlich wird man sie im April zurückholen. Die Station befindet sich jetzt bekanntlich an den Küsten Grönlands und bewegt sich relativ schnell direkt nach Süden zu. Wenn alles gut geht, so wird der Eisbrecher „Jermak“ bis in ihre unmittelbare Nähe vordringen können. Von seinem Katapult aus werden zwei Wasserflugzeuge abgeschossen werden, die die Verbindung mit der „Station Nordpol“ herstellen. Für den Fall aber, daß der „Jermak“ nicht weit genug vordringen kann, steht noch ein anderer Eisbrecher „Laimy“ in Murmanik bereit, der ebenfalls zwei Wasserflugzeuge mitführt. Sollte es auch ihm nicht gelingen, durch das Eis hindurchzukommen, so wird ihm ein dritter Eisbrecher „Murmanek“ zu Hilfe eilen. Etweisen sich alle Versuche, das Eis zu durchbrechen, als unmöglich, so werden die vier Männer der „Station Nordpol“ direkt von Flugzeugen abgeholt werden, die ihre Passagiere in Murmanik haben, sie aber im entscheidenden Augenblick nach Spitzbergen verlegen würden. In diesem Falle wird man allerdings lediglich die Männer und die wissenschaftlichen Apparate abholen können, nicht aber die sonstige Ausrüstung der Station.

Ernst Dörr: Das Wrack

Es liegt im seichten Wasser, einen guten Steintourf vom Strand des kleinen Fischerdorfes entfernt. Im Sommer tummeln sich die Badegäste um das jetzt hilflose Schiff, erklettern es auf kunstvolle Weise und betreten das schon stark rissige Deck mit lachenden oder auch ernstern Anagen, sie werfen wohl auch einen Blick in die dunkle, ein wenig schauerliche Tiefe des Schiffsleibes, um das vorher begonnene Spiel wieder fortzusetzen. Im Herbst und Frühling umtosen Stürme das Brad des Seglers, hohe Wellen hüllen es in sprühenden Gischt, ohne daß sie seine Lage zu verändern vermögen, denn es hat sich zu tief in den Grundland eingewühlt. Der Winter aber verzaubert es zu einer eisberhängten, geheimnisvollen Meeresfeste. Hin und wieder haben Klutwellen Stücke von der Keeling und aus der Verkleidung gerissen, aber der gewölbte Schiffsleib muß aus gutem Material sein, denn die zehn Jahre, die er etwa hier liegt, haben ihm fast noch nichts anhaben können. Man kann es immer ansehen, ohne Langweile zu verbüßen. Und wenn man bei Sturm, Gischt und Boen zu seinen Bordwänden hinaufklettern sieht, dann bearbeit man, wie wesenlos so ein Menschenwerk gegenüber der unbarmerzigem, zerstörenden Wucht der Naturgewalten ist.

Eines Abends sah ich einen alten Mann dem Brad gegenüber auf einer der Dünenkuppen sitzen. Er glück äußerlich einem der Fischer hier, auch sein Gesicht mit dem Ausdruck eines Menschen, der das Meer befahren hat, verleitete dazu, doch irgend etwas in seinem Wesen berriet, daß er nicht aus dieser Gegend stammte. Wir gingen oft aneinander vorbei, wir sahen hin und wieder wohl auch in einiger Entfernung voneinander in den Dünen und sahen zu dem Brad hinüber, aber es blieb stets bei einem kurzen Grußwechsel zwischen uns, er hatte etwas an sich, das eine Annäherung abwehrte — eines Abends kostete ich wieder einmal in den Dünen. Es herrschte starker Nordwind, die See schlug mit heftigem Donner gegen den Strand. Hinter den Wänden zischte und polsterte es, als seien tausend Rebolde darin lebendig. Ueber der Weite der See stand der Himmel tiefblau und wolkenverhüllt. Doch es regnete nicht. Da stampften Füße hinter mir über den schmalen Steig, ich sah mich um: Es war der Alte. Er blieb entsezt seiner Gewohnheit bei mir stehen, starrte auf das Meer und sagte

Am Setzkasten

**Aus tausend Griffen formt sich eine Welt,
Ich bin der erste Mittler den Gedanken
die niederbrechen altgewordne Schranken,
als Posten vor das große Meer gestellt.**

**Die Lettern, reihenweise wie Soldaten,
marschieren eng geschlossen in die Schlacht.
Sie mahnen, rufen auf zu kühnen Taten,
die ich und meine Brüder nur gedacht.**

**Hell zünden Worte in des Willens Tiefen,
von Herz zu Herzen schlingen sie das Band.
Aus kleinen Flammen wächst ein großer Brand,
er weckt die Streiter, die zu lange schliefen.**

**Ich gebe Richtung ihrem blinden Taten,
ich fechte ihren Kampf und ihren Sieg.
Jung blüht das Leben aus dem toten Kasten,
in den die Weisheit alter Meister krieg.**

Peter B e d d i n g

dann irgendetwas, das aber der Wind davontrug. Auf meinen fragenden Blick trat er nahe heran, und setzte sich schließlich neben mich in den raschelnden Strandhafer.

„So ein Tag war es auch, als die „Beteema“ strandete. Nur noch schimmer!“ widerholte er. „So — Windstärke zehn müssen Sie sich vorstellen.“ Er sprach das Deutsche mit jener hatten Betonung, die auf den Ausländer hinwies. Und die Art, wie er die Worte aus sich herausrang, berriet starke innere Bewegung.

„Sie erlebten das Unglück?“ fragte ich.

„Nun ja, wenn man das erleben nennen kann. Die „Beteema“ kam von Abo und hatte Holz geladen. Die Ueberfahrt war glatt, wie man so sagt, die Barke lief mit vollen Segeln in guter Geschwindigkeit. 60 Seemeilen vor dem Endhafen — die Ladung sollte in Lübeck gelöst werden — überraschte sie der Sturm hier an dieser medlenburgischen Küste. Er ließ keine Zeit mehr zum Reffen der Segel. Beachten Sie den Grund, wenn Sie einmal hinaus schwimmen sollten, er ist ungefährlich. Aber wenn das Steuer bricht, ein Mast nach dem andern über Bord geht, das Ladelwert gelappt werden muß und zum Unglück noch die Ladung nach einer Seite rollt, dann hilft auch der beste Grund nichts!“

„Was wurde aus der Besatzung?“ fragte ich.

Der Alte strich sich über die Stirn, als müsse er ein inneres Bild fortwischen. Dann wies er mit der Hand über die Schulter hinweg, wo man vom Friedhof her über die Dünen hinweg ein riesiges Kreuz ragen sah: „Dort liegen sie — elf Mann — Finnen und Nordländer! — — Vielleicht lebten sie noch, wenn der Kapitän nicht zu dem in solchen Fällen gebräuchlichen Mittel gegriffen hätte: er gab ihnen Alkohol, damit sie die kalte Nässe und den Sturm nicht so stark spüren sollte. Aber das war, wie ich heute glaube, ihr Verderben!“

Nicht allein das Unglück, sondern auch die Art, wie der Alte das Schicksal dieser Menschen zu tragen schien, padte mich bis ins Innerste.

„Warum urteilen Sie so hart und vielleicht auch ungerecht über den Kapitän?“ fragte ich. „Er wollte doch sicher das Beste für seine Leute?“

„Möglich!“ erwiderte der Alte und hob die Hand mit einer müden Bewegung: „In diesem Falle —“ er wiederholte die Worte als könne er sie vergessen — „in diesem Falle kann man nicht hart genug über den Mann urteilen!“

„Gehört der Kapitän auch zu jenen Elf dort?“

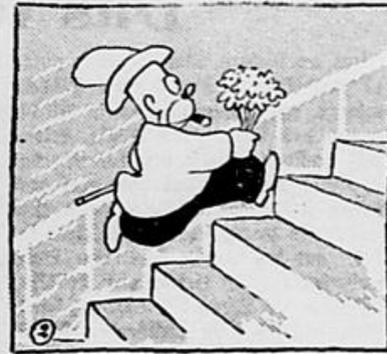
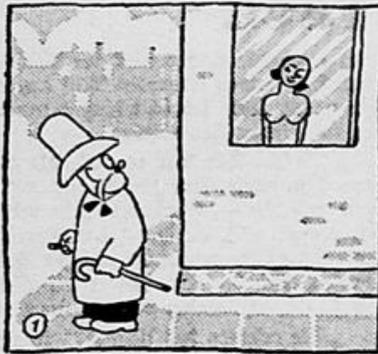
„Wahrscheinlich wäre ihm wohlher, wenn er dort läge. Aber er wurde gerettet. Nun lebt er hier, weil er nicht mehr wo anders sein kann. Das ist vielleicht die größte Vergeltung, die das Schicksal an ihm übt. Gefahren ist er seitdem nicht mehr!“

„Er lebt hier im Dorf?“ fragte ich, völlig überrascht.

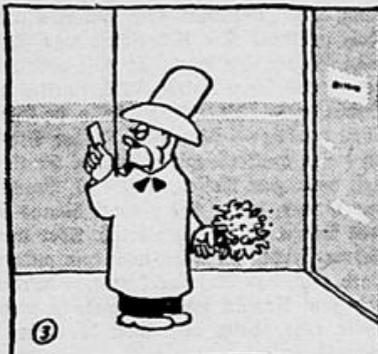
„Hier im Dorf, obwohl er eigentlich kein Deutscher ist. Er geht täglich einmal an den Strand und betrachtet das Brad. Und wenn Wind oder Sturm herrscht, dann erlebt er alles, was damals geschah, noch einmal. — Aber — er hat es nicht besser verdient!“ schloß er mit harten Lippen.

Auf einmal wußte ich, wer der Alte war, wußte auch, was er litt. Das scheinbar untragbare dieses Schicksals wußte auch den härtesten Menschen rühren.

Der Alte sah unbeweglich und starrte auf die tosende See, die das Brad umspülte. Es



Copyright F. L. B. Bos & Copenhagen



Adamsens Liebe auf den ersten Blick

Klang wie unaufhörlicher, leiser Donner. Wolken hehten über uns hin. Sie zogen auch über jenes Kreuz, das sich als riesige Silhouette vom Abendhimmel abhob.

Bürokratie, Wohltätigkeit und Weltkrieg

Von Kurt Doberer

Der Prager Duoifa, kaiserlich königlich österreichischer Hauptmann und Lehrer an der militäraeronautischen Anstalt in Wien, erkennt rechtzeitig die Möglichkeiten des Militärflugzeuges. Er fährt 1909 nach Paris und lernt — auf eigene Kosten — bei Cleriot das Fliegen. Er kauft — auf eigene Kosten — einen Apparat an und läßt ihn nach Wien transportieren. Damit gerät das erste österreichische Militärflugzeug in die Hände der Bürokratie. Während der Apparat auf dem Wiener Rollamti liegt, sucht Hauptmann Duoifa das Problem der Errichtung einer Flugzeughalle zu lösen. Er glaubt, daß man sich beim Bau einer Flugzeughalle nach den Startmöglichkeiten und den Windrichtungen richten müsse. Die Behörden dagegen fanden es als eine starke Zumutung, daß sie sich nach dem Winde richten sollten. Sie betrachteten lediglich in dieser Frage die allbewährten Militär-, Vas- und Feuerpolizeilichen Vorschriften als maßgebend. So kam es, wie es kommen mußte. Der so ausdrücklich forschrittlige Hauptmann wurde in Strafe genommen, seine Flugzeughalle wurde von einer Pionierabteilung zu Kleinholz gemacht und seinen Flieger auf dem Wiener Rollamti mußte er als Gelegenheitskauf verramphen.

Das war 1909. Nun aber schreiben wir 1913, und die Lunten an den Pulverfässern rauchen schon. Auch in Oesterreich hat man, mit etwas verspätetem Weitblick, eine Aktion zur Schaffung einer Luftflotte eingeleitet.

Am 4 Uhr nachmittags trat am 14. Oktober 1913 im großen Saale der Stadthalterei

zu Wien das Damentomitee zur Schaffung der österreichischen Luftflotte zusammen. Unter des Grafen Rudolf Traun und des kaiserlichen Rates Guher hatte sich eine ausgewählte Gesellschaft eingefunden. Mit einer zündenden Ansprache wurde die denkwürdige Sitzung eröffnet und in eindringlichster Weise an die versammelten Damen die Bitte gerichtet, eine emsige und patriotische Tätigkeit für die Schaffung der Luftflotte zu entfalten.

Nach diesem Austausch wurde eine Frau zur Vizepräsidentin vorgeschlagen und einstimmig gewählt, eine Frau, deren Namen die Geschichte des totalen Luftkrieges eingehen wird. Sie hat den unzweifelhaft originellsten aller Vorschläge gemacht, die je als Weg für die Finanzierung der Luftaufrüstung eines Staates empfohlen wurde. Martha Beyer ist der schlichte Name dieser Frau.

Der Tango ist es, so jagte Frau Beyer, der Tango ist es, der gegenwärtig das Interesse der modernen Gesellschaft beherrscht. Große Zugkraft übt der Tango aus, wenn man ihn in den Mittelpunkt von Teeabenden stellt. Durch wöchentlich veranstaltete Tango-Tees — nach Pariser Muster, wie Frau Beyer hinzufügt — werde man die Luftflotte fördern und aufbauen.

Das war 1913 und vier Jahre dauerte dieser Weltkrieg, den patriotische Damen beim Tango Tee vorbereiten halfen. So wie diese Methode der Aufrüstung sich von den heutigen Methoden der gigantischen Weltaufrüstung unterscheiden, so wird sich das gewaltige Grauen des nächsten Weltkrieges vom vergangenen unterscheiden.

Leset und verbreitet die ARBEITERPRESSE!

Schach ins Volk

Schachaufgabe Nr. 375.
Von G. Martin, Paris.
(Schweizer Arb. Schachk. 1938.)

Schwarz: Kf3, Dg5, Tf7, Sh4, Ba 5, c3, e2, e6. (8)



Weiß: Kb5, Dg5, Te4, g4, Lb6, h5, Bc5. (7)
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 372: Tf3-g3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Habl Erwin, Lohmüller Hans, Chmiak Teo, Holfeld Otto, Freundl Anton, sämtlich Nestersitz; Tröster Kurt, Klein-Priesen; Klötzig Rudolf, Strache Rudolf, Richter Heinrich, Strache Karl, sämtlich Groß-Priesen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Schöffel Anton, Schöbrütz; Rudek Peter, Brüz; Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinnebler Emil und Amler Rudolf, Tetschen; Bartl Rudolf und Schaffer Heina, Klelsche; Schöpka Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kwikau; Havel Franz, Modlan; Ulbert Rudolf, Proseditz; Berger Josef, Klein-Augezd; Skarwada Franz u. Scharoch Franz, Wisterschan; Geißler Josef, Alt-Serbitz.

Schachnachrichten.

Schachsektion Teplitz trug am 12. Jänner gegen die Sektion Eichwald ein Freundschaftsspiel aus. Der Wettkampf, welcher in Teplitz Hotel „Laurer“ stattfand, endete mit einem knappen Sieg 5½:4½ Punkte für Eichwald. Ein Unentschieden hätte dem Spielverlauf eher entsprochen. Die Einzelergebnisse waren: Liebisch 0-1 Gahler, Hampl 0-1 Wanke, Hefmann 1-0 Krajsa, Trisch 1-0 Laufer, Tausik 1-0 Meier, Loos ½-½ Tittl, Edel 0-1 Hellich, Srb 1-0 Schuster, Steh 0-1 Zimmermann, Wausch 0-1 Planek. Teplitz ist zuerst genannt. Das Retourspiel fand am Freitag, den 21. Januar, in Eichwald „Volkshaus“ statt.

Teplitz gegen Settenz 4½-1½.

Das Rückspiel in Settenz gewann gleichfalls Teplitz. Leider sind nur 6 Genossen aus Teplitz erschienen. Es spielte: Huml 0-1 Hampl, Burger 0-1 Hefmann, Splichal 0-1 Frisch, Weissner 0-1 Loos, Bartussek 1-0 Benesch, Eckl ½-½ Nausch, Settenz zuerst genannt.

Arb. Schachklub Wisterschan

hielt am Sonntag, den 16. Jänner, in „Walters Gasthaus“ in Kwikau seine XII. Hauptversammlung ab. Aus den Berichten der Funktionäre war zu ersehen, daß die Tätigkeit eine sehr rege war. Besonders das gute Abschneiden in der vorjährigen Kreismeisterschaft wurde hervorgehoben. Der Vereinsausschuß wurde einstimmig wiedergewählt. Im Durchschnitt betrug der Spielabendbesuch 10 Mann in 104 Spielabenden. Im Verlosturnier 1937-38 siegte G e n. K u r t S c h r a m m mit 12 Punkten bei 2 Remisen ohne Verlustpartie. Gen. Scharoch, der durch 6 Jahre den Vereinsmeistertitel immer hatte, mußte sich diesmal mit dem 3. Platz zufriedengeben. Es folgen: Tessa 11½ P., Scharoch u. Walter je 10 P., Robek 9½ P., Novotny 8 P., Steinwitz I. 6½ P., Havel 5½ P., Eichler u. Steinwitz II je 5 P., Geißler u. König je 3 P., Kára, Skarwada u. Tritsch je 2½ Punkte, Michel 1 Punkt.